

Zwanzig Jahre Freiheit: Errungenschaften und Probleme

Unsere neuere Geschichte¹ fängt 1991 an. Damals, im August 1991 nach der Niederlage des „Staatlichen Komitees für den Ausnahmezustand“, wurde endgültig klar, dass der Weg zurück blockiert war und Russland sowie die anderen Staaten der einstigen UdSSR einen völlig neuen Weg würden einschlagen müssen. Wenn wir uns der Sprache der alten Zeit bedienen, könnten wir sagen, dass inzwischen vier Fünf-Jahres-Pläne verstrichen seien. Das ist schon etwas und auch deshalb können wir von einigen konkreten Folgen berichten.

Zur Erklärung: Es geht mir hier nicht um eine Analyse des politischen und ökonomischen Lebens in Russland – das wäre allzu global. Ich rede jetzt auch nicht von der religiösen Lage insgesamt. Ich werde mich auf einen relativ engen Sektor des religiösen Lebens beschränken: auf jenen, der üblicherweise als „protestantisch“ bezeichnet wird. Oder um es noch enger zu fassen: auf die evangelischen Christen der verschiedenen Denominationen. Für mich ist die Erforschung des 20-jährigen Weges der evangelischen Christen im Kontext der allgemeinen Geschichte des russischen Protestantismus von besonderem Interesse, denn vieles hat sich unmittelbar vor meinen Augen abgespielt. Anfangs war meine Sicht auf die Dinge noch frisch und ungetrübt: Im Jahre 1991 suchte ich erstmals eine Kirche auf und getauft wurde ich am 17. März 1991 – am Tage des ersten und letzten Referendums in der Geschichte der UdSSR.

Manchmal wird in Materialien dieser Art – und nicht nur bezüglich der Religion – die verstrichene Zeit als eine Serie von Fehlern und Pannen oder auch als Siegeszug etwa im Geiste der berühmten Kongresse der KPdSU beschrieben. Um weder dem einen noch dem anderen Extrem zu verfallen, will ich mich in diesem Beitrag bemühen, die positiven und negativen Momente in gleicher Zahl zu erwähnen. Ich werde auch nicht in der üblichen Art die positiven und negativen Beobachtungen getrennt gruppieren.

Der vorliegende Aufsatz beschreibt nicht die Besonderheiten der verschiedenen Denominationen, Unionen und Vereinigungen, obwohl diese durchaus bestehen. Es gibt große Unterschiede zwischen den Regionen und auch innerhalb der einzelnen Kirchen. Deshalb kann bei solchen Verallgemeinerungen der Zuhörer immer wieder mit Recht einwenden: „Bei uns ist es doch völlig anders!“

¹ Dieser Beitrag ist ursprünglich erschienen in Forum 20. Dvadzat let religioznoi swobody i aktiwnoi missii v postsovietskom obschestwe. Redigiert von Dr. Michail Tscherenkow, Kiew 2011 (ISBN 978-966-378-223-2). Wir danken W. Yoder für die deutsche Übersetzung.

Dennoch heben die vereinzelten Ausnahmen die generellen Tendenzen nicht auf, die für das Verstehen des geschichtlichen Prozesses von Bedeutung sind.

Ferner bedeutet eine Verallgemeinerung üblicherweise den Übergang von einer privaten zu einer generellen Feststellung – nicht umgekehrt. Aber ich werde ganz bewusst keine konkreten Beispiele anführen und weder die Namen von Denominationen noch Personen nennen.

Außenbeziehungen

Die erste Errungenschaft, die ich erwähnen möchte, betrifft die Tatsache, dass es den evangelischen Kirchen in den letzten zwei Jahrzehnten gelungen ist, die Beziehungen mit den Gläubigen anderer Länder zu entwickeln und zu festigen. Das ist sowohl auf der gemeindlichen wie auf der denominationellen Ebene passiert. Obwohl wir im Nachhinein das Erreichte oftmals unterschätzen, taten sich nach dem Fall des Eisernen Vorhangs tatsächlich große Möglichkeiten auf, die Christen auf der ganzen Welt zu großen Anstrengungen veranlassten.

Es wurden großangelegte Evangelisationen durchgeführt; die Christen in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion konnten eine gute Zusammenarbeit mit den Gläubigen in anderen Staaten etablieren. Das geschah häufig nicht nur auf denominationeller Ebene, sondern ebenfalls auf Ebene der einzelnen Ortsgemeinden, Missionen und Initiativen. Besonders wichtig dabei war, dass es gelang, die eigene Selbstständigkeit zu wahren und sich nicht in Filialen der westlichen Kirchen und Missionen zu verwandeln.

Was könnte man als negativ in diesem Bereich einstufen? Die Öffnung für neue Beziehungen nach außen Anfang der 1990er Jahre brachte es mit sich, dass in christlichen Organisationen die Nachfrage nach Mitarbeitern, die Fremdsprachen – vor allem das Englische – beherrschten, rasch in die Höhe schnellte. Es ist also völlig verständlich, dass die Defizite bei den Mitarbeitern in jenen Jahren zu einem „Zeitalter der Übersetzer“ führte. Es gibt natürlich nichts Verwerfliches daran, dass die Leiter von christlichen Organisationen, Kirchen und Missionen eine ausländische Sprache beherrschen. Das ist im Gegenteil äußerst positiv und unter den heutigen Umständen nahezu unentbehrlich. Heute wird mehr verlangt, doch damals Anfang der 1990er Jahre genügte es schon, überhaupt eine ausländische Sprache zu kennen.

Aus diesem und vielen anderen Gründen (fragwürdiges, finanzielles Gebaren, die für Russland traditionelle Missachtung finanzieller Rechenschaft, das allgemeine Durcheinander usw.) wurden erhebliche Mittel aus dem Ausland bei weitem nicht immer effektiv eingesetzt.

Eine weitere, zweifellos positive Erscheinung der vergangenen zwei Jahrzehnte betraf den beachtlichen Wandel in der Zusammensetzung von Gemeinden. Er führte zur Veränderung des Verständnisses von Verkündigung und deren Paradigmen. Früher rekrutierten sich die Neuzugänge hauptsächlich aus dem

Nachwuchs gläubiger Eltern, die in der Regel keine Erfahrung im Umgang mit Menschen außerhalb des kirchlichen Mikrokosmos hatten. Die neuen Leute, die von der Perestroika-Welle in die Gemeinden hinein gespült wurden, brachten der evangelischen Bewegung das bei, was im Vokabular der Perestroika „neues Denken“ genannt wurde. Diese neuen Leute waren offener für den Dialog, und angesichts der Tatsache, dass in der UdSSR den Gläubigen ein Hochschulstudium verwehrt worden war, waren sie in der Regel besser gebildet – oftmals auch besser als der Pastor.

Formularbeginn

Das „neue Blut“ eröffnete den Gemeinden neue Möglichkeiten. Menschen, die von auswärts kamen, waren oftmals stärker involviert; ihnen fiel es leichter, Pionierarbeit zu leisten und Dinge aus dem Nichts heraus zu entwickeln. Gemäß dem Prinzip, dass das weniger Erfolgreiche durch das Erfolgreiche abgelöst wird, merke ich an, dass diese Erneuerung der Gemeinden nicht immer glatt über die Bühne ging (und geht). Häufig kamen die „neuen Leute“ nicht mit jenen klar, die „von Anfang an“ dabei waren. Es entstanden Konflikte bei denen man „den Neuen“ vorhielt, über mangelnde Erfahrung in der Nachfolge Christi zu verfügen – dass ihr Glaube ungenügend geprüft worden sei. Den „Alten“ wurde im Gegenzug übermäßiger Konservatismus und eine Neigung zur Selbstisolation vorgehalten. Die Nachklänge dieser Auseinandersetzung sind bis heute bemerkbar, allerdings in abgeschwächter Form.

Diakonie

Ein weiterer offensichtlicher Erfolg der Protestanten in diesen Jahren betraf den Durchbruch im Bereich der Diakonie. Die Kirche bekam die Chance, denen zu helfen, die besonders hart vom Schicksal getroffen worden waren. Ihr gelang es in sehr zahlreichen Fällen zu helfen. Quer durch ganz Russland und in einer Reihe weiterer Staaten der ehemaligen UdSSR haben Kirchen Reha-Zentren für Drogenabhängige und Alkoholiker gegründet; eine aktive Arbeit unter Gefangenen und Obdachlosen wurde gestartet. Dank der Bemühungen von Christen sind sehr viele Menschen von Drogen und anderen Abhängigkeiten freigekommen. Sie haben sich wieder in die Gesellschaft eingefügt und besuchen heute eine Kirche.

Doch aus dem schlagenden Erfolg dieses Dienstes entstand eine alarmierende Schlagseite zugunsten der Arbeit mit den marginalisierten Teilen der Bevölkerung: mit Drogenabhängigen, Alkoholikern, Nichtsesshaften, Gefangenen und frisch Entlassenen. Zur selben Zeit blieb das Gros der Bevölkerung – suchtfreie Menschen auf freiem Fuß, die in die Gesellschaft integriert waren – außerhalb

des Blickwinkels von Kirchen und Missionen. Während ich einerseits den Erfolg der Reha-Arbeiten nicht bestreite, stelle ich andererseits fest, dass es sehr bedenklich ist, nahezu alle Anstrengungen der evangelischen Kirchen auf einen einzigen, allerdings wichtigen Bereich des Dienstes an den Menschen zu beschränken.

Bildung

In diesem Zeitraum hat man auch im Bildungsbereich unbestreitbare Erfolge erzielt. Praktisch von Null ausgehend wurden religiöse Schulen, Seminare und Universitäten aus dem Boden gestampft. Das unbedingt erforderliche logistische und wissenschaftliche Fundament wurde geschaffen: Bürogebäude, Klassenzimmer und Studentenwohnheime. In den 1990er Jahren waren die meisten Dozenten Ausländer, doch schon heute verfügen die Einrichtungen über eigene, einheimische Lehrkräfte. Das ist besonders wichtig, weil die Anhebung des Bildungsniveaus bei christlichen Ausbildungsstätten undenkbar wäre ohne das Vorhandensein eigener Dozenten mit Magister- und Doktorabschlüssen.

Es ist erfreulich festzustellen, dass in den Gemeinden die Haltung gegenüber der Bildung – einschließlich der säkularen – immer positiver ausfällt. Bei der eschatologischen Stimmung Anfang der 1990er Jahre war zeitweilig zu hören, dass es sinnlos sei, die Zeit mit Bildungsbemühungen zu verschwenden: „Der Herr kommt bald!“ Diese Haltung gehört heute der Vergangenheit an. Dennoch ist auf dem Gebiet der theologischen Ausbildung noch nicht alles gelungen. Erstens ist eine theologische Vorbildung weiterhin nicht verpflichtend für Pastoren. Es gibt bis heute in den Gemeinden Pastoren, die nie und nirgends studiert haben. Deshalb sind ihre theologischen Vorstellungen oftmals schwerlich in die Lehre der eigenen Denomination hineinzuzwängen. Dabei handelt es sich keineswegs nur um ältere Pastoren.

Das zweite Problem besteht darin, dass der quantitative Überschuss an Bildungseinrichtungen der Qualität schadet. Regionale Vereinigungen und sogar einzelne Ortsgemeinden bemühen sich um den Aufbau eines eigenen Seminars oder einer Universität ohne auch nur annähernd über die erforderlichen personellen, logistischen und finanziellen Ressourcen zu verfügen. So werden die Begriffe „Seminar“ und „Universität“ abgewertet. Übrigens: Meiner Auffassung nach ist es verfrüht, den Terminus „Universität“ auf die vorhandenen protestantischen Bildungseinrichtungen in Russland und der Ukraine anzuwenden.

Vielleicht würde es sich lohnen, die Zahl der protestantischen Hochschulen zugunsten der Qualität zu verringern, indem man die Kräfte theologisch recht ähnlicher Denominationen vereint. Man könnte die Bemühungen der Denominationen konsolidieren zwecks Schaffung starker, gemeinsamer Lehr- und Forschungszentren. Doch leider ist eine derartige, interdenominationalle Zusammenarbeit noch kaum denkbar. Die Gründe dafür werden im nächsten Abschnitt geschildert.

Neue Unionen

In den vergangenen zwei Jahrzehnten sind nicht nur neue Gemeinden, sondern auch neue Denominationen und Unionen entstanden. In der Sowjet-Zeit waren Christen gezwungen, einer bestehende Denomination beizutreten – oder sich mit allen entsprechenden Konsequenzen in den Untergrund zu begeben. In den 1990er Jahren und danach entstand dann die Möglichkeit, neue Konfessionen zu registrieren. Daraus haben sich Dutzende von neuen Unionen, Assoziationen und weiteren religiösen Organisationen protestantischer Ausrichtung ergeben. Diese Unionen unterscheiden sich nicht nur in der Interpretation bestimmter theologischer Fragen, sondern auch im Offenheitsgrad und im Ausmaß ihres Konservatismus.

Heute hat jeder die Möglichkeit, sich für das zu entscheiden, was ihm am nächsten steht, und keiner wird wie zur Sowjet-Zeit unter ein einziges Dach gezwungen. Das kann man nur begrüßen – heute hat man die Wahl! Doch daraus ergibt sich auch eine nicht sonderlich gesunde Erscheinung: Häufig besteht ein eher gespanntes Verhältnis zwischen den Denominationen. Das ist vor allem dadurch entstanden, dass viele Leiter der neuen Unionen und Vereinigungen „aus derselben Truppeneinheit stammen“. Ursprünglich gehörten sie derselben Denomination an und der Auszug aus ihr hat sich nicht immer konfliktfrei vollzogen.

Die schwere Last menschlicher Faktoren – alte Rechnungen, multipliziert durch unsere traditionelle Unfähigkeit, sich abzusprechen und miteinander zu arbeiten – hat dazu geführt, dass bis heute die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Zweigen der protestantischen Bewegung viel zu wünschen übrig lassen. Obwohl die Protestanten in Russland und den anderen Staaten der einstigen UdSSR nicht so zahlreich sind wie man es sich wünscht, hat sich deren Fähigkeit zur Zusammenarbeit nicht verstärkt.

Die öffentlichen Medien

Die letzten 20 Jahre waren für die religiösen Medien eine besondere Zeit. Natürlich gab es bereits während der Sowjet-Ära mehrere christliche Publikationen, doch Anfang der 1990er Jahre ergaben sich bisher nie geahnte Möglichkeiten. Die Auflagen religiöser Publikationen schnellten in die Höhe; die ersten kircheneigenen Radiosender entstanden – bisher waren sämtliche religiösen Sendungen vom Ausland her ausgestrahlt worden. Heute ist die protestantische Gemeinschaft sehr aktiv im Internet und entwickelt zugleich Aktivitäten im Bereich Fernsehen.

Wer etwas aus dem Nichts heraus schaffen musste, war oftmals darauf angewiesen, ausschließlich aus den eigenen Fehlern zu lernen. Nichtsdestotrotz können wir feststellen, dass in der christlichen Publizistik vieles gelungen ist. Neben den konfessionellen, amtlichen Veröffentlichungen gibt es Zeitungen, Journale und Webseiten, die unabhängig von den Weisungen irgendeiner Denominationsleitung agieren. Das erlaubt ihnen brennende Themen anzuschneiden, die im engeren, konfessionellen Bereich nicht vorkommen.

Allerdings entstand und entsteht auch in diesem Falle nicht immer Qualität aus der Quantität. Ach – wir müssen ehrlich eingestehen, dass es noch sehr wenig wirklich gutes Material (seien es geschriebene Artikel, Rundfunk oder Fernsehen) gibt. Die Printmedien sind immer wieder gezwungen, eindeutig mangelhafte Artikel zu veröffentlichen oder solche aus anderen Quellen nachzudrucken. Dadurch zirkuliert der Artikel eines bestimmten Autors auf unzulässige Art und Weise durch alle Organe. Doch jegliche Veröffentlichung sollte sich möglichst auf eigene Quellen stützen.

Neue Leiter

Anfang der 1990er Jahre eröffneten sich neue Chancen für eine ganze Fülle neuer, begabter Leiter. Dank der ausgeprägten Energie, Entschlossenheit und Effizienz dieser neuen Führungspersonen entstanden viele neue, christliche Organisationen. Sie nahmen Verantwortung auf sich, inspirierten andere Mitarbeiter und schufen gemeinsam mit ihnen neue Teams von Gleichgesinnten. Die meisten, die Anfang der 1990er Jahren ihren Dienst antraten, haben inzwischen viele Erfahrungen gesammelt und eine Menge dazugelernt. Sie durften nicht nur das Neue schaffen – sie mussten gleichzeitig auch das erhalten, was anderweitig gerade geschaffen worden war.

Aber es gibt auch die Kehrseite. Das betraf das Rotationsprinzip in der Führung, das sich stets als problematisch erwies in Russland, der Ukraine und in einer Reihe anderer Staaten – und das nicht nur im religiösen Bereich. Natürlich waren laut Satzung und Geschäftsordnung alle Fragen zur Führung und Verwaltung geregelt. Wie es sich gehört, wurden die Wahlen der Leitung und Führungsgremien und alle üblichen Prozeduren festgelegt. Doch wie es so oft bei der Entstehungsgeschichte von Missionen und Verlagen u. a. vorkommt, wird aus dem Gründungsvater ein langjähriger Leiter, der das Ganze als sein eigenes Kind ansieht. Dann kann ein Verein über einen Rat, Jahresversammlungen und Wahlen verfügen, den Ratsmitgliedern ist jedoch klar, dass dies Formalitäten sind und alle Kontrollfäden in wenigen Händen verbleiben. Die Gründe hierfür werden oben angegeben, doch von dieser Praxis muss unbedingt Abschied genommen werden. Sonst kann es passieren, dass eine Organisation formal religiös bleibt, während sie faktisch in eine Privatfirma oder einen Familienbetrieb, der weitervererbt wird, ausartet. So etwas ist nicht hinnehmbar.

Abschluss

Es muss hinzugefügt werden, dass längst nicht alle Veränderungen, die sich in den letzten zwei Jahrzehnten abgespielt haben, in diesem Beitrag erwähnt worden sind. Ich habe gleichermaßen Erfolge und Misserfolge aufgezählt, doch im Gegensatz zur Mathematik darf man nicht behaupten, dass das Endergebnis

unserer Bemühungen gleich null sei. Das würde heißen, dass alles im Endeffekt gescheitert sei – doch das ist längst nicht der Fall. Vieles wurde erreicht, und vieles ist auch verpasst worden. Wenn man die Erfolge aufzählt, darf man dabei nicht die Probleme außer Acht lassen, die ebenfalls vorhanden sind.

In Zukunft wird es weitere Erfolge und Enttäuschungen geben. Die Zeit wird zeigen, welche Erfolge sich weiterentwickeln und was nach und nach verblassen wird. So geschieht es oftmals mit Projekten, die von einer einzigen Person initiiert worden sind. Im Hinblick auf die politischen Entwicklungen der letzten 20 Jahre lässt sich feststellen, dass sich die russischen (und ukrainischen) Protestanten in der gleichen Lage befanden wie die politischen Parteien. Beide verfügten Anfang der neunziger Jahre über einen riesigen Vertrauensvorschuss in der Gesellschaft – doch leider waren sie beide außerstande, diesen entsprechend auszunutzen.

Auf jeden Fall haben wir in den vergangenen Jahren sehr wertvolle Erfahrungen gesammelt, aus denen wir vieles lernen können. Im religiösen, politischen und gesellschaftlichen Bereich muss man gleichermaßen die Gründe für eigenes Versagen erkennen. Das lässt sich orten vor allem in den eigenen Fehlern, und nicht etwa im Treiben von Gegnern, Konkurrenten oder der Staatsmacht. Wenn eine Analyse der letzten 20 Jahre uns zu dieser Erkenntnis führt, wird das in der Tat ein sehr wertvolles Ergebnis sein.

Abstract

Review of the last 20 years in the development of Russian Protestantism since the fall of the Soviet Union. It discusses general trends and lists achievements and setbacks in the following areas: relations with Western churches, welfare projects leading to remarkable work among people at the peripheries of society, but neglect of those who are socially integrated; education, where many new institutions have been founded, only a few possess sufficient quality; new unions and denominations; participation in the public media; and the challenges of new persons in the leadership. He concludes that there have been successes in the last 20 years, but also that some opportunities have been forfeited. It would be very useful for Russians to learn from these valuable experiences.

Michael Newolin (St. Petersburg); E-Mail: nevolin.spb@gmail.com